

Warum unsere Wälder nicht ausreichend naturnah sind!



Sind unsere Wälder so naturnah wie sie oft beschrieben werden? Für mich nicht und meine Vorbehalte möchte ich mit den nachfolgenden Ausführungen begründen.

Die Bevölkerung spaziert gerne in den Wäldern und liebt alte Bäume. Wir erfahren, dass Bäume auf ihre Weise fühlen und kommunizieren. Der Wald wurde bisher als «Vierfrucht-Konfitüre» genutzt, er muss ein Multitalent sein. Er soll Lebensraum für Tiere und Pflanzen sein, Wasser, Boden und Klima schützen, ein Erholungsraum für uns Menschen sein und Arbeitsplätze mit der Holznutzung anbieten.



Die Ivenacker-Eichen: Nationales Naturmonument in Mecklenburg-Vorpommern. Die mächtigste wohl 1000jährige Eiche hat ein Volumen von 143 m³ (Foto: Hannes Knapp)

Alle diese Wirkungen versuchte man in der Forstwirtschaft mit der sogenannten «Kielwassertheorie» unter einen Hut zu bringen. Sie besagt, dass die meisten Waldwirkungen im Kielwasser einer normalen Forstwirtschaft folgen. Das stimmt so nicht. Insbesondere kann die Biodiversität im Rahmen der ausgeübten Forstwirtschaft nicht erhalten werden. Die erzeugten «Kubikmeter Holz» behielten in der Praxis die Oberhand, der Waldbau war und ist kubikmeter- und nicht wirkungsorientiert. Ich sehe vor allem einen Rückstand in seiner ökologischen Betrachtung. Das Wissen über den Wald als Ökosystem scheint mir in der forstlichen Ausbildung nicht ausreichend

vermittelt, weder im Hochschulstudium, noch in den Försterschulen. Das lebendige Gefüge eines Waldes kann gemäss dem Zitat von Aristoteles «das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile»

beschrieben werden. Die inneren Wechselbeziehungen sind mehr als eine Addition von Bäumen, Gewässern, Vögeln und weiteren Waldbewohnern.

Für viele Wanderer ist der Wald «grün» wie es in den Volksliedern besungen wird. Der Wald wird als der noch naturnahe Lebensraum unserer Breitengrade bezeichnet, wo die Arten am wenigsten aussterben. Stimmt das, vor allem dann, wenn man die ganze Palette des Lebens betrachtet? Unser Wissen über die Biodiversität im Wald ist ausserhalb der Wirbeltiere bescheiden, so bei den Pilzen, Moosen, Flechten und dem Heer der Insekten. Sie bilden aber die Überzahl in der biologischen Vielfalt der Wald-Lebensgemeinschaft und standen trotzdem nicht im Fokus unseres Interesses.



Der Wald wird von der Bevölkerung geschätzt, wir wandern gerne im Wald.

Der Wald wird vom Förster betreut, in Liechtenstein hiess er sinnigerweise «Waldhirt» und in der liechtensteinischen Gemeinde Balzers gar «Gömer», was gaumen = behüten bedeutet. Der Förster lebte mit und vom Mythos Wald. Traditionen verändern sich gegenwärtig in allen gesellschaftlichen Bereichen. Auch die Förster, bisher als bodenständig betrachtet, laufen auch im Hinblick auf den Klimawandel Gefahr, ihre Glaubwürdigkeit einzubüssen. Die zunehmende Technisierung im Wald findet breite Kritik. Die mitteleuropäische Forstwirtschaft erscheint mir schon länger in der Schiefelage zu sein. Die Herausforderung für eine Neuausrichtung ist gegeben. Ich unterscheide für mich zwischen der Forstwirtschaft und der Waldwirtschaft. Die Waldwirtschaft sieht das Gesamtsystem in ihren inneren Zusammenhängen wie oben erwähnt, die Forstwirtschaft sieht den Schwerpunkt bei der Holznutzung. Ich fühle mich als Vertreter des Waldes und wünsche mir mehr Waldwirtschaft.

Ich werde nachfolgend notgedrungen pauschalisieren. Es lässt sich nicht jede Aussage differenzieren und an einzelne örtliche oder regionale Gegebenheiten anpassen. Ich halte fest, es gibt oder gab sie, die naturnähere Waldbaulehre. Es gibt auch ökologisch sensible Forstleute. Auf den Fahrten durch Deutschland, Österreich, die Schweiz und Liechtenstein zeigen sich unterschiedliche Waldbe-



Die Mehrheit der im Wald vorkommenden Arten ist wenig bekannt, so die vielen Pilze, Moose, Flechten und Insekten

handlungen und in krasser Ausprägung in Nordamerika. Nach meinem Eindruck ist die schweizerische Forstwirtschaft generell naturnäher in der Waldbehandlung als diejenige in den umgebenden Ländern. Die letzten drei Waldbauprofessoren des nicht mehr bestehenden Studienangebots der ETH-Forstwissenschaften – heute muss man hierfür ein Umweltstudium absolvieren – mit Schädelin, Leibundgut und Schütz hatten ihren Einfluss auf die Forstpraxis. Ein etwas naturnäherer Status in der Schweiz mag auch darin begründet liegen, dass der Grosswaldbesitz mit den Möglichkeiten starker Rationalisierung im zudem überwie-

genden Bergwald fehlt. Ich meine dennoch, dass im grauen Alltag die erwähnte naturnahe schweizerische Waldbaulehre nicht mehr adäquat wahrgenommen wird und die daraus folgende Tragweite möchte ich hier aufgreifen. Meine Ausführungen sollen nicht als polemische Kritik

verstanden werden, sondern faktenorientiert den Dialog fördern. Dieser Dialog über die künftige Waldbehandlung wird im Zeichen des Klimawandels dringender denn je. Die Herausforderungen sind gross.

Blenden wir drei Jahrhunderte zurück. Damals wurde das heute noch hoch geachtete Postulat der forstlichen Nachhaltigkeit geboren, das Vorbild für eine umfassende Nachhaltigkeit. Entwickelt wurde der Begriff nicht von Förstern, sondern vom Berghauptmann Hans Carl von Carlowitz, der sich 1713 mit seiner Schrift für eine gleichmässige Holzversorgung der Bergwerke einsetzte. Dies war damals die wichtigste Einnahmequelle seines viel Geld verzehrenden Fürsten. Es ging noch nicht um Ökologie oder das Wohlergehen der Bevölkerung, sondern um ein Finanzierungsproblem beim Bergregal. Es ging positiv betrachtet um das erstmalige Formulieren «nicht mehr Holz einzuschlagen als nachwächst», nicht um mehr, aber immerhin! Es ging also noch nicht um die biologische Leistungsfähigkeit des Waldökosystems, die gewünschte Leistung konnte auch auf einem Holzacker erbracht werden. Steckt da drin allenfalls heute noch eine forstliche Legitimation im Zuge der Nutzung die Waldbestände periodisch grossflächig zu nutzen, damit ökologisch zu beeinträchtigen und auf den so zeitweise kahlen Flächen den Wald mit gleichaltrigen Holzarten nach eigenem Gusto wieder anzupflanzen? Den «Holzacker» gibt es überall noch, verbunden mit einer fast leblosen Streueschicht in den Fichten-Monokulturen. In den letzten beiden Jahrhunderten wurde ein radikaler Umbau des Waldes vollzogen, mit schlagweiser Verjüngung im Altersklassenwald. In Deutschland ist von 90% die Rede. Häufig wurden dann nicht die Bäume nachgepflanzt, die von Natur einst dort wuchsen, sondern «standortsgerechte» Holzarten, die nicht standortsheimisch sind.



Der prächtige Alpenbock (Rosalia alpina) wird zum Flaggschiff des Artenschutzes für den Lebensraum des Alt- und Totholzes.

Unten: Die Fichte, wie auf einem Acker angepflanzt, wurde der Brotbaum der Forstwirtschaft. **Rechts:** Beim monokulturellen Fichtenanbau fehlt meist jegliche Bodenvegetation.



Die heute im Zeichen der Klimaerwärmung propagierte rasch wachsende und scheinbar klimaresistentere nordamerikanische Douglasie mag uns als heute postulierte Holzart daran erinnern. Sie war und ist nie Teil dieser Wald-Lebensgemeinschaft gewesen. Der Fokus wurde in den letzten beiden Jahrhunderten auf ertragswirtschaftliche Komponenten gelegt. Hierfür erdachte man sich Umtriebszeiten, das ist ein festgelegter Zeitraum zwischen der Pflanzung und der Nutzung eines Bestandes. Der Nutzungszeitpunkt ist mit dem Nachlassen des vermeintlich stärksten Baumwachstums im betreffenden Bestand gegeben. Das führte dazu, dass die Bäume in einem Alter, das bei den Menschen einem 40jährigen entsprechen würde, geerntet werden. Die Nutzung erfolgt damit nach einer massiv verkürzten Baum-Lebensdauer. Der ursprüngliche vielschichtige Mehrgenerationenwald verschwand.



Links: Solch wenig strukturierte, nach Kahlschlag entstandene Fichtenmonokulturen sind sturm- und borkenkäferanfällig. Die Verjüngungsflächen fallen flächig an und entfernen sich auf solch offenen Flächen vom Wald-Binnenklima des Bestandes. **Rechts:** Nach solchen Abräumungen folgen in der Regel wieder Aufforstungen schematischer Art und der Teufelskreis ist komplett.

Wir verabschiedeten uns dabei vor allem von den mehrjahrhundertjährigen beeindruckenden Bäumen. Diese gibt es in Mitteleuropa kaum mehr, meist nur noch sehr selten als Einzelbäume im Freien, zum Beispiel als Gerichtslinden. Es sind so die Urwälder, die nie berührten Wälder auch in den abgelegenen Lagen vollends verschwunden. Die starke Berücksichtigung der ertragskundlichen Komponente bedeutet übersetzt: Der «Brotbaum» der Forstwirtschaft ist die Fichte. Ihren Siegeszug trat sie ebenfalls vor zwei Jahrhunderten an und wurde zum berauschenden Gift des mitteleuropäischen Forstwesens. Ihr fiel mit den flächigen Verjüngungsschlägen auch die Weisstanne zum Opfer. Ihr Verschwinden wird heute dem Schalenwild angelastet. Und «egal wohin die Fichte fällt, sie fällt immer in die Kasse»; so lautete es in meiner Studienzeit.

Die heute häufigste Holzart in unseren naturfernen Wirtschaftswäldern soll hier als Spezies nicht schlecht geredet werden. Für die Misere ist die Forstwirtschaft selbst verantwortlich, die sie leichtfertig und wider besseres Wissen im Flachland und in Hügellagen, also ausserhalb ihres ursprünglichen Wuchsortes ansiedelte, wo sie häufig nicht standortgerecht ist. Diese monokulturellen und standortwidrigen Anpflanzungen haben einen neuen Forschungszweig, den Forstschutz, begründet. Die kaum gestuften Reinbestände begünstigen die natürlichen Antagonisten, namentlich die winzigen Borkenkäfer. Der massive Borkenkäferbefall ist ein selbst geschaffenes Problem der Forstwirtschaft, vor allem mit der Fichte und im nördlichen Europa der Kiefer. Das wird heute durch die Klimaerwärmung massiv verstärkt.

Diese Fehlentwicklung zum Altersklassenwald, ähnlich strukturiert wie der Ackerbau in der Landwirtschaft und untermalt mit linienförmigem Zeilenabstand der zu dicht gepflanzten Jungbäume, wurde vielerorts auch wissenschaftlich mitgetragen. Nicht hingegen wie bereits erwähnt

durch alle. Ich erinnere mich während des Studiums von den Schweizer Forstmännern Arnold Engler, Henri Biolley und Walter Ammon gelesen zu haben. Bei Hans Leibundgut habe ich studiert (www.mariobroggi.li/hans-leibundgut). Ich erinnere mich an den waldbaulichen Ansatz des deutschen Waldbauprofessors Karl Gayer oder des Vertreters der Dauerwald-Idee Alfred Möller. Sie propagierten alle den Mehrgenerationenwald. Trotz der frühen Erkenntnisse dieser Waldbauer von Ende des 19. Jahrhunderts bis anfangs des 20. Jahrhunderts wird der mitteleuropäische Wald meist als schlagweiser Altersklassenwald mit zugeordneten kurzen Umtriebszeiten bewirtschaftet.



Oben links: Fichtenverjüngung in einem Vorarlberger Naturschutzgebiet auf ehemaligem Auenwald. **Oben Rechts:** Saumschläge werden zur Verjüngung häufig in rascher Folge aneinandergereiht und verursachen dann eine Kahlschlagwirkung. **Links:** Bei Windwürfen wird häufig total abgeräumt und die Flächen wieder ausgepflanzt und damit wieder ein instabiler Altersklassenwald erzeugt.

Es gibt sie noch zur Anschauung, die «anderen» Wälder, aber man muss sie suchen. In der Schweiz findet man sie vor allem in den Tannen-Buchen-Fichten-Plenterwäldern im Berner Oberland oder im

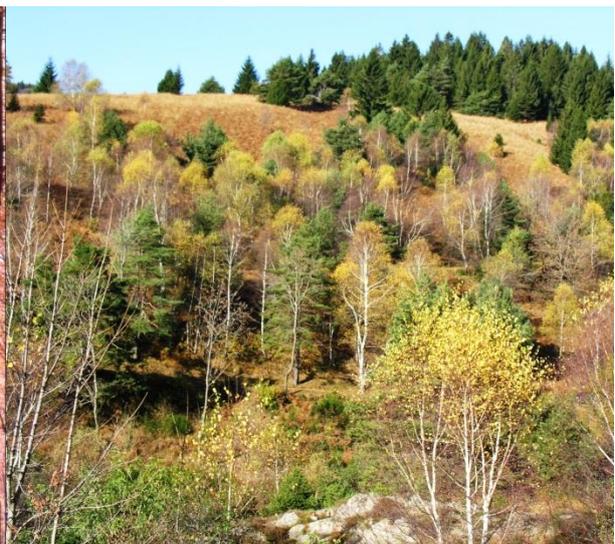
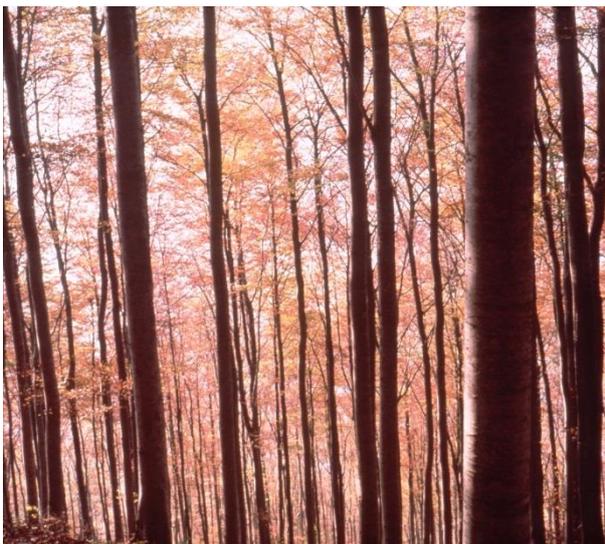
Kanton Neuenburg. Hier finden sich über 200jährige Wirtschaftswälder. Es ist dies ein sich ständig verjüngender Dauerwald, in dem Baumarten kleinflächig abgestuft gemischt vorliegen. Im Plenterwald werden einzelne Bäume je nach gewünschtem Sortiment genutzt. Neben der einzelstammweisen Mischung bestechen im Erscheinungsbild die alten Bäume. Sie bilden ästhetisch die schönsten und prächtigsten Wälder. Rund 160jährig erreichen auch Buchen als früher häufigste Baumart Mitteleuropas Stammdurchmesser von gegen 80 Zentimeter und werden bis 40 Meter hoch. Die forstlichen Ertragstafeln hörten allerdings bei 120 Jahren auf, 400 jährige Buchen sah ich erstmals in den Urwäldern der Slowakei. Die «Riesen» des Waldes, mehrhundertjährige Weisstannen, überragen den Bestand.



Links: Es gibt ihn noch, den naturnahen plenterartigen Mischwald, und er wurde als Bauernwald in Teilen der Schweiz so nach Bedarf sortimentweise genutzt...
unten: ... und es gibt ihn noch den naturnahen, im Herbst sich verfärbenden Buchenwald, meist in weniger zugänglichen Steillagen.

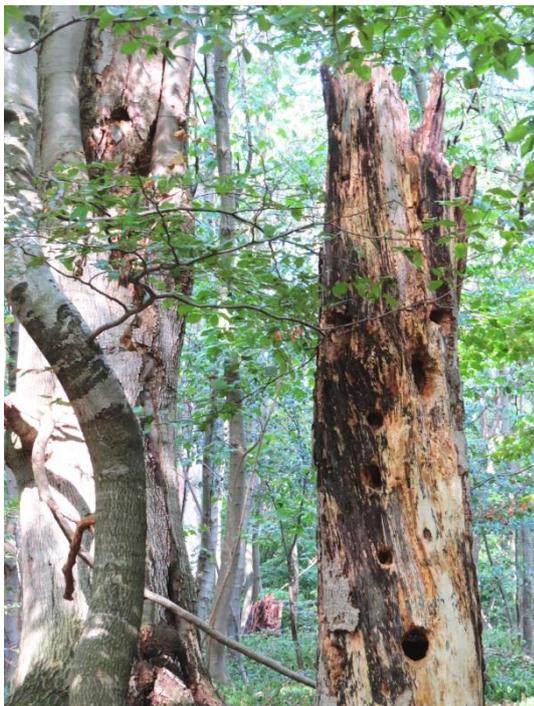


Dieser im Plenterwald gegebene Eindruck lässt sich wie erwähnt mit einem Urwaldbesuch in den Karpaten toppen. Wir atmen den Geist der Ewigkeit und spüren den Zeitenwandel auch in uns. Leider ist es uns in den deutschsprachigen Ländern nicht gelungen, solche «Muster» einigermaßen repräsentativ verteilt zu erhalten. Das fordern wir dann umso ultimativer in den Tropen ein. Flächtig wurden so unsere natürlichen Wälder durch eine «rationelle» Forstwirtschaft abgelöst.



Links: Der Buchenwald kann mindestens 400 jährig werden, mit Ausformung gerader Stämme. **Rechts:** Eine natürliche Bewaldung beginnt mit den Gehölzpionieren wie Birke, Weide und Pappel.

Die Forstwirtschaft missachtet nach meiner Meinung die Gebote der Natur. Es fehlt das Kontinuum aus Raum und Zeit, welches jedes Waldökosystem in einer auf Dauer angelegten Waldentwicklung stetig vernetzt und ausbaut, sich selbst optimiert, dynamisch stabiler gestaltet und seine Resilienz gegen unerwartete Veränderungen der Umwelt vertieft. Wir haben stattdessen in Waldwirtschaftsplänen eigenwillig unsere Vorstellungen darüber dargelegt, wie die Waldentwicklung und Verjüngung verlaufen soll. Es fiel mir dabei schon bald auf, dass in den von mir erstellten Plänen mindestens die Hälfte der vorgesehenen Holznutzungen nicht plangemäss im regelmässigen Betrieb, sondern durch Zwangsnutzungen in Form von Windwürfen anfiel. Mit anderen Worten, die intensiv vorbereiteten Pläne wurden über den Haufen geworfen, die Rechnung wurde ohne die Natur gemacht und weil die Planung zu schematisch verläuft, spielt die Natur unser Spiel nicht mit.



Links: Alte Wälder beinhalten viel Totholz, was Biotopholz bedeutet. Unten: Urwälder verfügen über einen markanten Anteil an Alt- und Totholz, was dem Wirtschaftswald meist fehlt.



Ich sehe vor allem zwei forstliche Kapitalsünden: die flächigen Verjüngungsschläge mit kurzen Umtriebszeiten und die Art der Bodenbehandlung. Sie widersprechen beide fundamental der Erhaltung des Waldökosystems. Die Verjüngungsschläge, häufig in Form von Kahlschlägen ausgeführt, werden durch die Freilegung des Waldbodens zum schädlichen Klimabeitrag, den die Forstwirtschaft zu verantworten hat. Die Definition eines Kahlschlages wird in den Ländern unterschiedlich betrachtet. Hans Leibundgut meinte ein Verjüngungsschlag von über 0.5 Hektar entblösse den Waldboden. Die Erhaltung des Waldklimas wird bei Verjüngungen im schweizerischen Waldgesetz verlangt, hingegen wird keine Flächenangabe gemacht, während das österreichische Forstgesetz die Limite bei 3 ha ansetzt. In Ostösterreich sind mir häufig die langen Saumschläge, die streifenförmige Verjüngung vom Berg zum Tal hinunter, aufgefallen, wobei sie bald eine Fortsetzung fanden, was den kahlen und zerzausten Eindruck verstärkt. In der Schweiz fallen mir die Aufräumaktionen nach Windwurf auf, die dann ebenso einen Kahlschlageffekt erzeugen. So werden immer wieder auf grösseren Flächen gleichaltrige Bäume gezüchtet. Damit setzt sich der schlagweise Altersklassenwald, der so anfällig ist, in einem Teufelskreis fort. Die Kohlestoffspeicher in den Bäumen des Waldes wie die deutlich grösseren biologisch im Boden gespeicherten CO₂-Vorräte

werden mit der Freilegung des Waldbodens in die Atmosphäre oder als Nitrat ins Grundwasser freigesetzt. Riesige Verjüngungsschläge sah ich in Kanada oder in Russland, die mit einem Altersklassenwald gleicher Art wieder aufgeforstet werden (oder auch nicht). Die Borkenkäfer-Kalamitäten dehnen sich dann in der nächsten Baumgeneration als Reaktion nach Sturmschäden oder nach trockenen Jahren auf hunderte bis tausende von Quadratkilometern aus. Europa ist kleiner strukturiert. Aber auch hier fallen nach meiner Meinung die getätigten Verjüngungsschläge zu gross aus und schaffen kurzzeitig ein Steppenklima in den Verjüngungsflächen. Ebenso bilden sie ein «Tischlein deck Dich» für das Schalenwild. Dann erfolgt der Ruf nach «rotwildfreien Zonen». Der Mensch will bestimmen wie die Lebensgemeinschaft des Waldes zusammengesetzt sein soll, ein krasses Beispiel unseres Egozentrismus. Im Bergwald mit seinen flächigen Schutzfunktionen ist dieses grobe Vorgehen noch weniger als anderswo zu verantworten.



Der Waldboden wird durch immer grössere Erntemaschinen massiv beeinträchtigt.

Es scheint der Forstwirtschaft wenig präsent, was im Waldboden geschieht. Es werden schwere und grosse Maschinen entwickelt, um die Holzerntekosten zu verringern. Die Ganzbaumernte-Maschinen verlangen nach Baumstangenäckern, damit sich ihr Einsatz lohnt. Es werden unweigerlich die Oberböden auf Jahrzehnte verdichtet und ökologische Folgekosten den nachfolgenden Generationen aufgebürdet. Der intakte Oberboden ist das alles entscheidende biologische Kontinuum des Waldes. Warum stellt man schwierig zu erntende Stämme angesichts eines ohnehin überlasteten Rundholzmarktes nicht der natürlichen Bodenbildung und Bodenbefeuchtung als Alt- und Totholz zur Verfügung? Auch nach Stürmen könnte man einiges einfach liegen lassen bzw. im Bergwald quer in den Hang als Schutz vor Lawinen und Steinschlag platzieren. Wenig verständlich, dass man nach Stürmen alles durch Subventionen unterstützt aufräumen muss. Die Verrottung liesse Myriaden von Pilzen, Moosen und Flechten sowie Insekten zu, wie sie die Natur in ihrer Vielfalt hervorbrächte. Erst neuer-

dings werden zur Bekämpfung des Borkenkäfers dessen Fressfeinde «entdeckt» und es wird propagiert, abgestorbene Bäume für diese Antagonisten stehen zu lassen. Mit der beginnenden Erfassung der biologischen Vielfalt, dargestellt mit den Flaggschiffarten Hirschkäfer und Alpenbock, wird uns allmählich bewusst, wie wenig wir dieser reichen biologischen Vielfalt in unseren Wäldern Raum geben. Fehlen diese Lebewesen, so darf der Wald-Lebensraum auch nicht als naturnah bezeichnet werden. In letzter Konsequenz gehören dazu auch die grossen Megaherbivoren (Wisent, Elch, Rothirsch) wie auch die grossen Karnivoren Bär, Wolf und Luchs.

Zur Nachhaltigkeit im Wald gehören somit nicht nur die zu erntenden Kubikmeter Holz, sondern eine umfassende Betrachtung der natürlichen Gegebenheiten. Die Förster betreuen in einer zunehmend globalisierten hektischen Zeit ein «Produkt», das bis zur Nutzung zumindest 100 Jahre braucht. Sie können nie selbst ernten, was sie gesät haben. Selbst dieser lange Zeitraum entspricht bei weitem

nicht der Lebensdauer eines Baumes, die vier bis fünfmal langsamer abläuft als diejenige des Menschen. Dieser lange Atem ist auch den Förstern teils fremd. Der Waldbau-Professor Hans Leibundgut forderte uns auf Geduld zu haben, «raffiniert faul» zu sein. Er warnte vor Aktionismus, propagierte die Naturverjüngung und das natürliche Aufkommenlassen der Pioniere unter den Gehölzarten wie Birke, Weide oder Erlen. Wir könnten zudem aus der Urwaldforschung vieles über die notwendigen Elemente von Raum und Zeit erfahren. Wir lernen einiges aus dem Nationalpark Bayerischer Wald, wo das «Natur Natur sein lassen» seinen wertvollen Anfang für unsere Breiten nahm. Die Forstwirtschaft, besser die Waldwirtschaft, muss vom Urwald und den dynamischen Abläufen lernen.



Im Nationalpark Bayerischer Wald sind die wenig strukturierten Nachfolgewälder dem Borkenkäfer in grossen Flächen zum Opfer gefallen. Interessant, dass es im «braunen Meer» abgestorbener Bäume immer wieder grüne Inseln vitaler Fichten gibt. (Foto: Verwaltung Nationalpark Bayerischer Wald)

Dafür brauchen wir mehr Waldreservate, wo diese freie Dynamik zugelassen wird. Der Beschluss der schweizerischen Forstdirektoren-Konferenz und des Bundes bis 2030 10% der Waldfläche als Reservate auszuweisen, ist zu begrüßen. Ich wünsche mir, dass die Forstwirtschaft die Wälder als ein Kontinuum aus Raum und Zeit unter Verzicht auf eine schematische Betrachtung ihrer Bestände versteht. Dann wird sie zur Waldwirtschaft. Eine einzelstamm- oder gruppenweise Nutzung sieht den Wald als Waldökosystem, den man als Dauerwald sensibel bewirtschaften muss, wenn überhaupt, um seine biologische Leistungsfähigkeit trotz Nutzung zu erhalten.

Heute geschieht dies so nicht, wenn planmässig, bei groben Verjüngungsschlägen unter periodischer Vernichtung des bisherigen Bestandes mit Neustart gearbeitet wird. Die natürliche Verjüngung im Mehrgenerationenwald ist das gewünschte Bild. In der Schweiz wird erfreulicherweise die Naturverjüngung mehr als bisher gepflegt. Das ist sehr erwünscht. Dennoch haben sich auch hier die Verjüngungsschläge nach meinem Eindruck vergrößert, der zunehmende Technikeinsatz beschreitet seinen Siegeszug. Erschüttert hat mich im Alpenrheintal der Aktionismus bei der «Eschenwelke», indem man systematisch den Eschen, unbesehen von Sicherheitsfragen, nachjagte und auch gesunde Bäume prophylaktisch liquidierte. Heute erheben sich Berge von umgehauenen Eschenpolder, die bereits von Pilzen besiedelt werden, anstatt sie nach dieser Forstlogik den zahlreichen Biomasse-Kraftwerken zuzuführen (www.mariobroggi.li/eschenwelke).



Oben links: Der Waldboden wird durch immer grössere Erntemaschinen massiv beeinträchtigt. **Oben rechts:** Die Schlachtfelder im Zuge der Eschenwelke: Mit deren Auftreten wurde die Esche – ob noch vital oder nicht – in einigen Wäldern ausgemerzt. **Links:** Dafür liegen die geschlagenen Eschen seit Jahren auf Polder und verrotten allmählich.

Die Klimaänderungen werden eine ganzheitlichere Betrachtung fordern. Es stirbt derzeit nicht der Wald, wie im Medienwald auch beschrieben, es sterben als Erstes die nicht standortgerechten Baumarten. Mit der laufenden Klimaerwärmung wird sich auch in der Forstwirtschaft einiges ändern müssen. Sie muss noch mehr die natürlichen Rahmenbedingungen akzeptieren und sich daran anpassen bzw. wo nötig neu ausrichten.

Mario F. Broggi, 25.11.2020

Bei der Abfassung dieser Zeilen reflektierte ich einige forstliche Beobachtungen der letzten Jahre, die ich vorwiegend im Alpenrheintal gemacht habe. Es ging dabei auch um die Art der Behandlung von Windwürfen, den Umgang mit dem Borkenkäferbefall und der Eschenwelke sowie um die Auseinandersetzung mit der Wald-Wild-Problematik. In meinem beruflichen Rucksack findet sich auch der Kontakt mit den noch verbliebenen Urwäldern in Europa. Unmittelbarer Anlass für die Abfassung dieser Zeilen war die Lektüre der soeben erschienenen Schrift «Tannen» von Wilhelm Bode, erschienen im MSB Matthes & Seitz Verlagsgesellschaft, Berlin (ISBN 978-3-95757-948-5). Einige seiner Aussagen greife ich in diesem Text als Quelle auf. Wilhelm Bode studierte Forstwissenschaft und Jura. Er war Leiter der saarländischen Forstverwaltung und setzt sich für eine Waldwende ein. Die Ausweisung deutscher Buchenwälder als UNESCO-Welterbe geht auf seine Initiative zurück.

